

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 49 (1993)
Heft: 1

Artikel: Dichtung, was ist das eigentlich?
Autor: Andreotti, Mario
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421630>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dichtung, was ist denn das eigentlich?

Von Dr. Mario Andreotti

An die kleine Begebenheit erinnere ich mich noch gut: Da war ich eingeladen worden, im Rotary-Club einer kleinen Schweizer Stadt einen Vortrag über das Menschenbild der modernen Literatur zu halten. Nachdem ich meine Ausführungen beendet hatte, bedankte sich der Präsident etwa mit folgenden Worten für das Referat: «Ich danke Ihnen, Herr Referent, dafür, daß Sie uns für eine Stunde ins Reich der Dichtung, der Poesie entführt haben; nun gilt es aber wieder, zu den harten Geschäften des Alltags zurückzukehren. Kommen wir also zum nächsten Traktandum.» Was da von diesem Präsidenten gesagt wurde, war sicherlich nicht abfällig oder gar böse gemeint; aber es war symptomatisch für eine Haltung der Literatur gegenüber, die dieser die Rolle des Künstlerisch-Unverbindlichen, ja des Weltfremden zuweist. Ich gestehe gerne, daß mich die Dankesworte des besagten Präsidenten (er war von Beruf Ingenieur!) zornig machten, zornig gerade deshalb, weil ich in ihnen diese Haltung zu erkennen glaubte.

Und trotzdem: Hatte dieser Präsident, der da zwischen «heiterer» Poesie und «hartem» Alltag klar zu scheiden wußte, nicht doch ein wenig recht? Haftet der Dichtung nicht doch etwas völlig Unverbindliches an, das nicht so recht zur Alltagsrealität unserer Welt passen will? Die Frage ist gestellt; sie führt uns mitten in unser Thema hinein: Was ist denn das eigentlich, Dichtung? Gehen wir einmal ganz scholastisch vor, und fragen wir zunächst nach der etymologischen Bedeutung des Wortes «Dichtung». Möglich, daß sich daraus bereits erste Erkenntnisse ergeben. Die Frage führt uns in die althochdeutsche Zeit zurück, wo sich ein Verb «*tihtôn*» findet, das soviel wie «ordnen», «herrichten», dann aber – unter dem Einfluß von lat. *dictare* (= diktieren) – auch «schreiben», «schriftlich abfassen», «darstellen» bedeutet. In mittelhochdeutscher Zeit treten – und das ist entscheidend – die Bedeutungen «ersinnen», «ausdenken», aber auch «lügen» dazu. Ein «*tihtaere*» ist dann also jemand, der in einem «*getihte*» eine frei erfundene Welt darstellt. In einer Wendung wie «Dich-test du wieder etwas zusammen?» ist noch etwas von dieser mittelhochdeutschen Bedeutungsnuance in unserer Alltagssprache erhalten geblieben. Die etymologischen Wurzeln des Wortes «Dichtung», nach denen wir eben gefragt haben, liefern uns bereits eine erste Erkenntnis: In literarischen Texten handelt es sich offenbar um eine Welt, die nicht aus der Realität stammt, sondern bewußt «gemacht», d. h. bloß fiktional vorhanden ist. Daher sprechen wir gemeinhin von *fiktionalen Texten* und stellen sie den sogenannten *faktischen Texten*, die eben «Tatsachen» wiedergeben, gegenüber.

Doch diese Unterscheidung genügt keineswegs. Wäre mit ihr alles über das Wesen literarischer Texte gesagt, dann wäre strenggenommen jede Lüge Dichtung, nur weil sie fiktional, eben Nichtwahrheit ist. Es müssen also noch andere Unterscheidungskriterien dazukommen, wollen wir uns ein Bild von dem machen, was «Dichtung» wirklich meint. Werden wir ganz konkret, und stellen wir uns die folgende Alltagssituation vor:

Da kommt ein gutgekleideter Herr an den Bankschalter und ersucht um einen Baukredit von 700000 Franken, weil er, wie er vorgibt, ein Haus bauen möchte, für das ein Kostenvoranschlag von 1050000 Franken bestehe. Die fehlenden 350000 Franken besitze er als Eigenkapital. Zudem betrage sein monatliches Einkommen flotte 9000 Franken, da er eben Vizedirektor der Firma X geworden sei.

Fragen wir uns, wie die Bank auf dieses Ersuchen reagieren wird. Sie wird den verlangten Kredit sicher nicht einfach auszahlen, sondern zunächst einmal überprüfen, ob die Angaben des «gutgekleideten Herrn» überhaupt stimmen. Sie wird also Baupläne einfordern, den Kostenvoranschlag unter die Lupe nehmen usw. Ergibt sich dabei, daß die vom Gesuchsteller gemachten Angaben stimmen, so steht der Gewährung eines Baukredits nichts im Wege. Zeigt es sich hingegen, daß die Angaben falsch sind, dann ist es nicht nur mit der Kreditgewährung vorbei, sondern dann muß der Gesuchsteller unter Umständen sogar mit einer Strafanzeige wegen Betrugs rechnen.

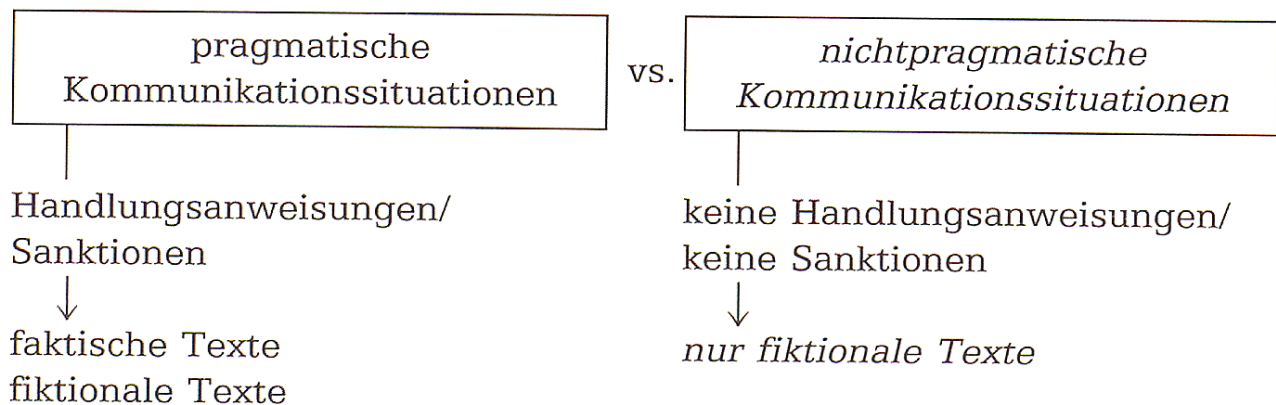
Übersetzen wir dieses Alltagsbeispiel in die Sprache der Textlinguistik: Der «gutgekleidete Herr» hat im Zusammenhang mit seinem Kreditgesuch Angaben über seine Vermögens- und Einkommensverhältnisse gemacht, von denen er wissen muß, daß sie jederzeit überprüft werden können. Stimmen diese Angaben, dann handelt es sich – linguistisch gesprochen – um einen faktischen Text. Stimmen sie nicht, so haben wir schlicht und einfach eine Lüge, eine Variante der Fiktion nämlich, vor uns. Beide Male aber – und darauf kommt es nun an – läßt es sich nicht von einem literarischen Text, von Dichtung sprechen. Warum nicht?

Der Grund dafür ist einfach: In beiden Fällen nimmt der Sprecher, also der Gesuchsteller, für sich in Anspruch, daß seine Aussagen wahr sind, d.h. den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen. Es gehört ja zum Wesen der Lüge, daß sie so tut, als ob sie die lautere Wahrheit sei. Dazu gehört ein zweites: Eine Aussage, die den Anspruch auf Wahrheit erhebt, zieht, weil sie dem Hörer mehr oder weniger versteckt Handlungsanweisungen gibt, stets *Sanktionen* nach sich. Was heißt das nun?

Bleiben wir bei unserem Beispiel: Wenn der «gutgekleidete Herr» am Bankschalter bestimmte (von Rechts wegen wichtige) Angaben macht, so fordert er damit den Bankbeamten unausgesprochen auf, diese zu überprüfen. Er gibt dem Beamten also (auch wenn er das vielleicht an

sich nicht möchte) eine Handlungsanweisung. Aus dieser Handlungsanweisung ergeben sich jetzt die Sanktionen: Stimmen die Angaben, so erhält der Herr den Kredit; stimmen sie nicht, dann muß er mit negativen Folgen rechnen. Wir stehen hier – wieder linguistisch gesprochen – innerhalb einer bestimmten Kommunikationssituation, die wir als *pragmatische Kommunikationssituation* bezeichnen wollen. Dabei versteht man unter «Pragmatik» (von gr. pragma = Handlung) jene Disziplin (der Linguistik), die die Sprache als Form sozialen Handelns, als Interaktion zwischen Kommunikationspartnern in konkreten Kommunikationssituationen untersucht.

Wenn wir nun (immer linguistisch ausgedrückt) sogenannte Alltagstexte als «pragmatische Kommunikationssituationen» benannt haben, so müssen wir bei literarischen Texten folgerichtig von *nichtpragmatischen Kommunikationssituationen* sprechen. Wir erhalten dann folgende Gegenüberstellung:



Sie ersehen aus dem Schema sofort, worauf es in literarischen Texten ankommt: darauf nämlich, daß sie keinen Faktizitätsanspruch erheben, daß sie dem Leser dementsprechend keine Handlungsanweisungen geben und ihr Inhalt somit auch nicht sanktioniert werden kann. Niemand wird also hingehen und überprüfen, ob es die Taugenichtsfigur, wie sie Eichendorff in der gleichnamigen Erzählung gezeichnet hat, historisch-biografisch wirklich gab. Auf alle Fälle wird keiner die künstlerische Qualität der Geschichte an einem solchen Faktum messen. Umgekehrt erwartet auch der Eichendorffsche Erzähler von uns als Leser nicht, daß wir, unsere Alltagspflichten vergessend, aufbrechen und in «Gottes weite Welt» ziehen. Er hätte auch keine Sanktionsmöglichkeiten, d. h. keine Möglichkeiten, seine «Forderungen» dem Leser gegenüber durchzusetzen.

Der Unterschied zwischen *pragmatischen* und *nichtpragmatischen* Texten (wie wir nun vereinfachend sagen können) läßt sich noch anders formulieren: Pragmatische Texte sind Texte, die auf ein außerhalb von ihnen liegendes *Ziel* hin angelegt sind. So ist es das Ziel eines Lehrbuchs

für Biologie, daß die in ihm enthaltenen Angaben, die eben den Anspruch auf Faktizität erheben, vom Schüler oder Studenten *gelernt* werden. Anders bei einem nichtpragmatischen Text: Hier gibt es (sieht man einmal von den *sekundären* Möglichkeiten ab, etwa Gedichte auswendig lernen zu lassen) *kein* solches äußeres Ziel. In nichtpragmatischen Texten verweist die Botschaft gleichsam auf sich selbst. Was das konkret heißt, und welche Folgen sich daraus sprachlich ergeben, wird nun zu zeigen sein.

Doch halten wir zunächst für einen Augenblick inne. Wir unterscheiden zwischen pragmatischen und nichtpragmatischen Texten, und dies in der Absicht, Dichtungen als nichtpragmatische Texte zu situieren. Aber stimmt das? Sind nichtpragmatische und literarische Texte wirklich ein und dasselbe? Die Antwort lautet: Nein. Die Begründung dafür ist zunächst wieder relativ einfach. Wäre jede nichtpragmatische Kommunikationssituation schon eine Dichtung, dann müßten z. B. auch die Alltagswitze, die sicherlich keine pragmatische Sprachfunktion besitzen, dichterische Texte sein, dann dürften sich alle Witzeerzähler als Dichter fühlen. Aber eben: so einfach ist es nicht. Wir haben also weiter zu fragen, inwiefern wir den Begriff «pragmatische Kommunikation» einengen müssen, wenn wir wirklich von «Dichtung» sprechen wollen.

Verwenden wir dazu zwei Beispiele. Beim ersten handelt es sich um einen Flüsterwitz aus dem Dritten Reich:

Welches ist das kleinste deutsche Konzentrationslager? Neudeck. Es hat nur einen Gefangenen: Paul von Hindenburg.

Dieser politische Witz ist zunächst einmal durch seine nichtpragmatische Kommunikationssituation bestimmt: Jedermann weiß, daß es sich bei Neudeck, dem Gut Hindenburgs in Ostpreußen, nicht um ein faktisches Konzentrationslager gehandelt hat. Niemand aber nimmt es dem (anonymen) Autor des Witzes übel, wenn er in «Neudeck» die Fiktion eines KZ erstehen läßt, ist doch allgemein bekannt, wie sehr Hindenburg, vor allem in seinen letzten Lebensmonaten, von den Nationalsozialisten abhängig war. Und hier liegt genau der springende Punkt: Beim Witz handelt es sich um eine Textsorte, der zwar keine pragmatische Sprachfunktion zukommt, die sich aber immer noch an bestimmten «äußeren» Fakten orientieren *muß*. Deshalb nur wirkt er auch lustig.

Anders der eigentlich literarische Text, wie das folgende Textbeispiel aus Günter Grass' Roman «Die Blechtrommel» zu zeigen vermag:

Ich erblickte das Licht dieser Welt in Gestalt zweier Sechzig-Watt-Glühbirnen. Noch heute kommt mir deshalb der Bibeltext «Es werde Licht und es ward Licht» – wie der gelungenste Werbeslogan der Firma Osram vor. Bis auf den obligaten Dammriß verlief meine Geburt glatt. Mühelos befreite ich mich aus der von Müttern, Embryonen und Hebammen gleichviel geschätzten Kopflage.

Hier ist nicht nur jeder Anspruch auf Faktizität aufgehoben (es handelt sich um ein fiktionales Ich, also um das Ich einer erfundenen Figur), sondern der Wirklichkeitsbezug *bewußt verfremdet*. Wer von einem Ich spricht, das «in Gestalt zweier Sechzig-Watt-Glühbirnen» das Licht der Welt erblickt, lügt nicht einfach; er signalisiert dem Leser vielmehr, daß er unserer realen Welt eine Art *Gegenwelt* entgegenstellen will, die in einem andern, tieferen Sinne «wahr» ist. Genau dies ist mit dem Begriff «verfremden» in einem allgemeinliterarischen Sinne nämlich gemeint. «*Verfremdung*» als ein genuin literarischer Vorgang meint damit ein Zweifaches: Aufbau einer vom Faktischen losgelösten Welt, die nur auf sich selbst und damit vor allem auf den Zeichencharakter der Sprache (von dem diese Welt lebt) verweist. Man nennt dies in der Literaturwissenschaft die *autoreferentielle Funktion* der Dichtung. Mit ihr hängt eine zweite Funktion zusammen, die im Grass-Text, etwa im Satz «Es werde Licht, und es ward Licht», ebenfalls sichtbar wird. Es handelt sich um die *poetische Funktion* der Dichtung, darum nämlich, daß die sprachlichen Zeichen nicht auf äußere (pragmatische) Bedeutungsobjekte, sondern auf neue Sprachebenen, die im Text selber angelegt sind, verweisen. So verweist der genannte Satz, indem er sich als Genesiszitat zu erkennen gibt, auf seine unmittelbare Motivfunktion, die Grass' Verfremdung des traditionellen Entwicklungsromans (wo man vom «Dunkeln» ins «Helle» schreitet) bereits andeutet. Damit sind wir, wie schon gesagt, auf einer neuen Sprachebene des Textes, auf die wir in einem späteren Beitrag näher eingehen müssen.

Literarische Texte lassen sich nun abschließend als Texte definieren, die durch eine *nichtpragmatische*, eine *autoreferentielle* und eine *poetische* Sprachfunktion bestimmt sind.

Die *Muße*, ein veraltender Begriff

Von Dr. Renate Bebermeyer

Der Mensch altert, wenn er nicht jung stirbt, und stirbt im Alter. Bei den Wörtern ist dies anders: Dieses Lebensgesetz gilt nur für einen Teil von ihnen und läuft auch da auf unterschiedliche Weise ab. Es gibt Wörter, die wie Einzeller unsterblich erscheinen, solche, die lange Zeiten überdauern, andere, die schneller veralten, und wieder andere, die aussterben. Gegenwärtig gibt es eine ausgesprochene «Kindersterblichkeit»: Neuwörter sterben schon im «Säuglingsalter». Der sprachliche Alterungsprozeß wird von Zufall und Sprachmode gelenkt und gesteuert und vom Wandel der menschlichen Werte und von Vorstellungen diktiert.